

Fastenpredigt – Quelle Schöpfung

Erinnern Sie sich noch an den Karfreitag des Jahres 2020, an die Predigt des Papstes vor dem Segen, auf dem riesigen, menschenleeren, regennassen Petersplatz? Mich hat das unglaublich beeindruckt – das werde ich nicht mehr vergessen. Vor allem einen Satz habe ich mir gemerkt, den er da in einem stellvertretend für uns alle formulierten Schuldbekennnis gesprochen hat: „Wir haben unerschrocken weitergemacht in der Meinung, dass wir in einer kranken Welt immer gesund bleiben würden.“

Den Satz habe ich mir deshalb gemerkt, weil er beides so treffsicher auf den Punkt bringt: was wir als Menschen auf diesem Planeten Erde anrichten. Und was das mit uns Erdenbewohnern macht.

Man kann diese Aussage medizinisch deuten – und wir wissen heute noch viel besser als vor vier Jahren, wie zutreffend das ist. Man nennt es „one Health“. Ein Ausdruck, der ursprünglich den untrennbaren Zusammenhang zwischen Tiergesundheit und Menschengesundheit – gerade im Zusammenhang mit ansteckenden Krankheiten – beschreibt. Mittlerweile spricht man aber immer mehr von „Planetary Health“ oder von „Global Health“ und meint damit den Zusammenhang zwischen der Gesundheit, also der ungestörten Funktionsfähigkeit der globalen Ökosysteme und der menschlichen Gesundheit. Auch das ist wissenschaftlich gut beschrieben. Wir können im Licht dieser Erkenntnisse die „menschliche Gesundheit“ auch auf den Begriff „menschliches Wohlergehen“ erweitern.

Dass es um die „planetare Gesundheit“ nicht zum Besten steht, brauche ich Ihnen nicht zu erklären. Wer sich nicht in sein Privatleben einschließt, um Beunruhigung fernzuhalten, wer also wahrnimmt, was rund um uns vor sich geht, weiß das. Wir haben wesentliche „Planetare Grenzen“ auf beunruhigende, ja dramatische Weise überschritten. Also diejenigen Grenzen, die 2009 zum ersten Mal von einer weltweiten Gruppe der renommiertesten Erdsystem-Wissenschaftler als „safe operating space“ beschrieben wurde. Sie kennzeichneten damit den Raum, innerhalb dessen die wichtigsten Parameter des Erdsystems gehalten werden müssen, wenn wir nicht die Umweltbedingungen riskieren wollen, die uns Menschen das Leben im Holozän so angenehm gemacht haben. Das ist das Erdzeitalter, das ungefähr vor 12000 Jahren begonnen hat. Außerhalb dieser Grenzen drohen Kipp-Punkte, also umfassende Veränderungen, von denen wir erwarten müssen, dass sie eher plötzlich stattfinden. Veränderungen, die heute bewohnte Weltgegenden unbewohnbar machen könnten.

Überschritten haben wir diese Grenzen vor allem bei der durch Treibhausgase verursachten Erderwärmung. Bei den Verlusten der Biologischen Vielfalt und bei der Überfrachtung der Ökosysteme mit bestimmten Substanzen, vor allem Stickstoff. Wie sehr das unsere Lebensbedingungen tatsächlich schon verändert hat, erleben Menschen weltweit, selbst wir in unseren so angenehm gemäßigten Breiten. Man ist sich in der Wissenschaft deshalb einig, dass wir das Holozän bereits verlassen haben. Und dass das Anthropozän schon begonnen hat. Wir leben also im ersten Erdzeitalter, dessen Zustand von einer einzigen Spezies wesentlich geformt worden ist. Durch „Anthropos“, den Menschen. Durch Homo sapiens“. Durch uns.

Die Bilder aus dem All, die einen auf der Nachtseite bis auf wenige dunkle Flecken künstlich beleuchteten Erdball zeigen, sind dafür ein einprägsames Beispiel. Oder auch die Plastikverseuchung, der wir an keinem Ort der Welt mehr entkommen, noch nicht einmal auf den Stränden einsamer Südseeinseln, an die Tag für Tag Plastikflaschen oder Tüten angeschwemmt werden. Ich habe mit Grausen in Erinnerung, wie wir nach einer spannenden Ostasienreise an einem „Traumstrand“ ausruhen wollten, von dem Tag für Tag neues Plastik weggesammelt werden musste. Und wie wir beim Schnorcheln zwischen all den prächtigen Fischen Tüten wabern sahen.

Ja, es kann kein Zweifel mehr sein. Wir haben diese Welt „krank gemacht“. Und das war nicht geplant. „Untertan“ sollte sich der Mensch die Welt machen, so steht es im Buch Genesis. Und im Gegensatz dazu, was immer wieder vorgebracht wird, war das nicht die Aufforderung dazu, das zu tun, von was ich gerade gesprochen habe. Denn wer die Bibel aufmerksam liest, wird sehr klare Ansagen darüber finden, was es bedeutet, zu herrschen, Untertanen zu haben. Nicht knechten, ausbeuten, quälen – auch wenn das eine Realität ist, die immer wieder geißelt wird. Sondern pflegen, fördern sollen die Mächtigen, Gerechtigkeit sollen sie üben. Das ist die Verantwortung für die Schöpfung, die uns aufgetragen ist.

Jetzt können Sie einwenden – und das höre ich tatsächlich oft: Was soll das mit der Schöpfungsverantwortung? Wir Menschen und unsere Zeit auf dieser Erde, das ist doch nur ein Wimpernschlag – gemessen an dreieinhalb Milliarden Jahren Leben auf dem Planeten. Die Schöpfung, die wird es auch nach uns geben. Wir können sie gar nicht ruinieren. Da ist etwas dran. Deshalb hilft ein Begriff weiter, den der Papst in seiner Enzyklika „*laudato si*“ in den Vordergrund gestellt hat: der Begriff vom „Gemeinsamen Haus“. So nennt er die Erde als Wohnort für uns Menschen, als Wohnort für diejenigen, die Gott nach seinem Ebenbild geschaffen hat und die er so mit einer einzigartigen Würde – und mit einer einzigartigen Verantwortung ausgestattet hat. Allerdings teilen wir dieses Haus mit unseren Mitgeschöpfen. So, wie es im Bild der Arche Noahs dargestellt ist. Mit diesen Mitgeschöpfen sitzen wir buchstäblich in einem Boot. Ihr Wohlergehen ist die Voraussetzung für unser Wohlergehen. Das ist es schon deshalb, weil die Natur angesichts des Klimawandels dringend über eine möglichst große Vielfalt verfügen muss, um resilient zu sein – um also reagieren und sich anpassen zu können. Jede Art die ausstirbt, ist eine Option weniger für dieses Reagieren. Jede Art die ausstirbt ist sozusagen eine Schädigung des Immunsystems der Erde. Wir wissen längst, was wir da verlieren. Zum Beispiel gewinnen schädliche Organismen die Oberhand, wenn wir die Vielfalt vermindern. Das trifft in Wäldern genauso zu wie in unserem Darm, wenn wir Antibiotika genommen haben. Die Vielfalt ist für uns also überlebensnotwendig

Und weil sie ja auch aus der Hand des Schöpfers kommen, haben all die Mitgeschöpfe einen Wert in sich. Also nicht nur als Lebensgrundlage für uns Menschen. In der Enzyklika wird das mit der schönen Formulierung benannt: *Unseretwegen können bereits tausende von Arten nicht mehr mit ihrer Existenz Gott verherrlichen*. Auch unser gesetzliches Verbot, Tieren grundlos Schmerzen zuzufügen, hat seinen Ursprung in dieser Sichtweise – von der ich Ihnen aus eigener Anschauung versichern kann, dass sie durchaus nicht in allen Kulturen auf diesem Erdkreis geteilt wird.

Ich habe jetzt viel von biologischer Vielfalt und Artensterben gesprochen. Aber Ähnliches könnte ich vom Klimawandel, von der Beeinträchtigung bis hin zur Vernichtung unserer Wasserressourcen oder von der weltweiten Plastiklawine sagen. Solche Beispiele zeigen deutlich und messbar und auch längst schon mit unseren eigenen Sinnen erfahrbar: wir vergreifen uns massiv an der Bewohnbarkeit unseres gemeinsamen Hauses.

Ich tue mich leider etwas schwer mit Philosophie und in der Regel verstehe ich nichts mehr, wenn ich auf dieses Feld gerate. Wen ich aber gut verstanden habe, ist der Philosoph Hans Jonas, dessen Buch „Das Prinzip Verantwortung“ ich gelesen habe. Zwei Gedanken daraus will ich hier vorbringen. Einen jetzt, den anderen ein bisschen später.

Jonas erklärt, dass die ethische Frage, was wir Menschen einander schuldig sind, seit Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen hat, sich zeitlich und räumlich neu zu stellen. Denn seitdem geht es nicht mehr nur um die Menschen, die mit uns, dort wo wir sind, zusammenleben. Sondern zunehmend und heute vollständig geht es um alle Menschen im Gemeinsamen Haus. Die, die in ganz anderen Weltgegenden leben und die noch Generationen nach uns leben werden. Denn auf sie alles wirkt, was wir tun – oder nicht tun.

Ich erinnere mich, als Anfang der 80er Jahre die Nachricht, dass meine Frau und ich als Entwicklungshelfer nach Haiti gehen würden, bei einer Tante die bissige Bemerkung ausgelöst hat, es gehe offenbar nicht mehr um Nächstenliebe, sondern um Fernstenliebe. Das hat mich schon damals schockiert. Und es schockiert mich bis heute. Zum Beispiel, wenn es auf den jüngsten Demonstrationen meiner Berufskollegen von der Bühne schallt, Deutsches Steuergeld müsse für Deutsche ausgegeben werden – und nicht großzügig an Ukrainer, Palästinenser oder sonst wie Fremde verteilt werden.

Der Papst zitiert in *laudato si* die Bischöfe von Neuseeland. Die hätten gefragt, „*was das Gebot „du sollst nicht töten“ bedeutet, wenn 20 % der Weltbevölkerung Ressourcen in solchem Maß verbrauchen, dass sie den armen Nationen und den kommenden Generationen das rauben, was sie zum Überleben brauchen.*“ Ja, natürlich müssen wir uns um den Nächsten kümmern, und da ist weiß Gott viel zu tun. Aber dass wir nicht nur ihm, sondern auch den Menschen rund um den Globus und denen in künftigen Generationen etwas schuldig sind, das hat Hans Jonas in den 60er Jahren vollkommen zurecht als die neue ethische Herausforderung gekennzeichnet!

Neulich habe ich die Klage gelesen, heutzutage sei das Dogma der Menschenrechte an die Stelle der göttlichen Rechte getreten. Was für ein hahnebüchener Unsinn! Die Menschenrechte sind doch nichts anderes als die Konsequenz aus der Erkenntnis, dass der nach Gottes Abbild geschaffene Mensch eine unveräußerliche Würde hat, aus der diese Rechte resultieren. Und lassen sie mich im Hinblick auf das bisher gesagte deutlich sagen: das Menschenrecht auf ausreichende und gesunde Nahrung ist nicht verhandelbar. Oder abhängig von der Großzügigkeit unserer Spendenbereitschaft! Liebe Schwestern und Brüder, glauben Sie mir, ich spreche nicht von etwas Abstrakten. Ich habe in Haiti mitten unter den Menschen gelebt, für die mehr als eine Mahlzeit am Tag Luxus ist. Deren Kinder apatisch mit aufgeblähtem Hungerbauch vor ihrer Hütte stehen. Und die Abends ins Bett gehen, ohne zu wissen, wie sie ihre Familie am nächsten Tag ernähren sollen.

Ja, selbstverständlich: da braucht es auch unsere Spendenbereitschaft. Wie wir die ins Praktische umsetzen, brauchen wir nicht lange zu erforschen. Ich bin damals mit meiner Familie in einem von Misereor finanzierten Projekt gewesen, habe danach mehrfach Evaluierungen in Afrika und in Haiti für das bischöfliche Hilfswerk unternommen und bin heute Vorsitzender des Misereor Beirates. Ich weiß deshalb um die gute Verwendung solcher Zuwendungen.

Aber wenn wir unserer Verantwortung gerecht werden, wird das nicht ohne Auswirkung auf die Art, wie wir leben, bleiben können. Ich brauche Ihnen heute hier nicht erklären, was ich damit meine. Es ist längst nicht mehr schwierig, herauszufinden, was ich kaufen und was ich nicht kaufen sollte, damit ich nicht mehr verbrauche, als mir zusteht. Und wie ich dafür sorgen kann, dass meine Nahrungsmittel, meine Kleider, ja sogar mein Grabstein so hergestellt worden sind, dass weder Menschenrechte beeinträchtigt werden noch natürliche Ressourcen geschädigt werden. Na ja, ich will's nicht übertreiben. So ganz kinderleicht ist es nicht und es wird auch sicher eher ein Annäherungsprozess bleiben, wenn ich ehrlich bin. Aber bei diesem Annäherungsprozess dürfte bei Ihnen und bei mir noch Luft nach oben sein!

Sie kennen sicher die Debatte darüber, ob dieses säuerliche Predigen von Verzicht nicht das Gegenteil bewirkt und Leute abschalten, weil sie darauf keinen Bock haben. Aber das sehe ich anders. Ja, Politiker können nicht so etwas nicht sagen – Sie erinnern sich sicherlich an den Veggieday. Die Strafe folgt auf dem Wahlzettel. Aber warum nicht wir Christen? Warum nicht die Kirchen? Wir sollten doch in der Frage, wie aus Begrenzung ein Gutes Leben werden kann, Kompetenz haben. Oder - wie es meine Frau zum Schrecken meiner Töchter bei vorhersagbaren Anlässen ausdrückt: Weniger ist mehr. Ist es doch! Nicht immer, aber eben oft! Darüber nachzudenken, wieviel kg Blech erforderlich sind, um von A nach B zu kommen, ob statt eines Fluges auch eine beschauliche – oder vielleicht auch

abenteuerliche – Eisenbahnfahrt möglich, ein weiteres T-Shirt nötig, eine Halbierung des Fleischkonsums bei doppeltem Preis für Bio möglich oder ob Ferien auf den Seychellen wirklich so viel großartiger sind als im Bayerischen Wald – das alles sind doch Überlegungen, die unseren Wohlstand nicht in Frage stellen, sondern vielleicht sogar ein besseres Leben andeuten.

Nur bitte missverstehen Sie mich nicht: ich glaube nicht, dass wir die Bewohnbarkeit des Gemeinsamen Hauses allein durch heroische Selbstbeschränkung und durch Entwürfe eines besseren Lebens gesichert bekommen. Weil dies hier eine Fastenpredigt ist und kein volkswirtschaftliches Kolloquium, werde ich mich jetzt nicht über Kostenexternalisierung und Wahre Preise auslassen. Nur so viel: so lange es sich mehr lohnt, Ressourcen zu übernutzen, als sie zu schonen, solange also mit dem Falschen mehr Geld zu verdienen ist, als mit dem Richtigen und so lange wir billiger kaufen können, was der Umwelt schadet und teurer bleibt, was sie wieder regeneriert – so lange das so ist, wird es Richtung Zerstörung weiter gehen. Deshalb sind wir durchaus, aber eben keinesfalls nur in unserer Eigenschaft als Konsumentinnen und Konsumenten gefragt. Sondern auch als passiv wählende oder aktiv gestaltende in unserer Demokratie. Wenn ich jetzt beobachte, welcher Rollback in Sachen Landwirtschaft und Ernährung unter dem Druck der Treckerreifen entstanden ist, wenn ich erlebe, wie stolz manche dabei sind, das Europäische Lieferkettengesetz gekippt zu haben - dann wird mir deutlich, wie wichtig das ist. Wir brauchen beides. Unser verantwortliches Leben und unser verantwortliches politisches Gestalten. Und beim einen wie beim Anderen gibt es kein Zurücklehnen, kein nur von den Anderen Einfordern, aber selbst sich Raushalten. Ich habe gerade gelernt, dass Thomas von Aquin das auf eine ebenso knappe wie klare Formel gebracht hat: „Es ist unmöglich, dass ein Mensch gut sei, es sei denn, er stehe in der rechten Beziehung zum allgemeinen Wohl“. Und Thomas wiederum schöpfte sicherlich aus antiker Erkenntnis. Sie wissen vielleicht welches Wort man man im alten Griechenland für Menschen hatten, die sich nur um ihre privaten Angelegenheiten kümmerte? „Idiotes“!

Nicht selten treffe ich auf Menschen, die sind von der Erwartung beseelt, dass der menschlichen Findigkeit schon immer noch was eingefallen ist, wenn die Not am Größten ist. Sie sind sicher, dass der technische Fortschritt unsere Probleme schon lösen werde. Ich finde, mit Verlaub, dass sich das längst als schrecklich naiv erwiesen hat. Wenn die Erde seit dem zweiten Weltkrieg ein Drittel ihrer fruchtbaren Böden verloren hat oder wenn wir bei der Treibhausgas-bedingten globalen Erwärmung von einem Rekord zum nächsten eilen, sehen wir, dass es sehr wohl Kipp-Punkte gibt, Punkte wo wir endgültig zerstören, was wir zum Leben brauchen.

Ich habe vorhin versprochen noch mein zweites „take away“ aus dem Buch von Hans Jonas mit Ihnen zu teilen. Jonas schreibt, dass die immens gewachsenen Fähigkeiten menschlicher Technik uns in die Lage versetzt hätten, unsere eigene Existenz auf dieser Erde in Frage zu stellen. Und dass es angesichts dieser Fähigkeit vernünftiger sei, lieber Unheilspropheten als Heilsversprechern zu glauben. Dass es also vernünftiger sei, zu vorsichtig zu sein, als zu schnell Hurrah zu schreien. Jonas wusste damals nur von der Atomkraft und darauf bezogen sich seine Überlegungen. Aber seitdem sind noch jede Menge weiterer, wirkmächtiger Technologien hinzugekommen. Gentechnik, Nanotechnologie, Künstliche Intelligenz sind dafür Stichworte. Auch hier sind wir in einer politischen Debatte. Aber auch hier können wir uns nicht heraushalten. Ja, und auch hier gibt es nicht die einfachen Antworten auf komplizierte Fragen, die uns Populisten gerne verkaufen wollen.

Aber eine grundsätzliche Überlegung kann doch Orientierung geben. Nämlich die, dass keine der von uns Menschen verursachten Krisen – z-B. die bereits mehrfach erwähnte Biodiversitäts-, die Klima- oder die Plastikvermüllungskrise – dass keine davon dadurch entstanden ist, dass wir uns möglichst nah an natürlichen Funktionsprinzipien gehalten hätten. Ganz im Gegenteil. Wir müssen heute und

rückblickend feststellen, dass wir uns genau dadurch eingebrockt haben, was wir nicht mehr auslöffeln können, dass wir uns einen feuchten Kehricht darum geschert haben, wie natürliche Systeme, wie Ökosysteme funktionieren. Wir haben fröhlich und in riesigen Mengen Substanzen in diese Systeme eingebracht, an die diese in Millionen Jahren Evolution nie gewöhnt wurden. Wir haben Kohlenstoff, der vor Millionen von Jahren weggeschlossen wurde, in die Atmosphäre gepustet. Wir haben Böden entblößt, denen die Natur überall dort, wo Menschen leben können, eine dauerhafte Bedeckung durch Pflanzen bietet – und so weiter und so weiter.

Natürlich kann die Konsequenz nicht lauten: zurück zur Natur und nichts wie hinauf auf die Bäume!“ Da könnten ja auch nur noch wenige von uns sich sturmsicher festhalten. Und wir sollten auch auf keinen Fall aufhören, zu forschen, Innovationen zu entwickeln. Aber wir sollten ein Gespür dafür entwickeln, was Fortschritt von Innovation unterscheidet. Also wann eine Innovation uns als Menschen und uns als Menschheit wirklich voranbringt. Wie relevant das ist, merken wir im Moment an der Diskussion um Künstliche Intelligenz. Die wichtige, vielleicht sogar die entscheidende Orientierung ist, dass wir in unseren Entwicklungen möglichst nahe an natürlichen Regulationsmechanismen, an der Funktionsweise von Ökosystemen bleiben sollten.

Ja, es kann sein, dass diese Orientierung unser Wachstumsparadigma verändert. Verändert, nicht abschafft. Sie wird den Ressourcenverbrauch vermindern, zu mehr Kreisläufen und zu mehr Vielfalt führen. Und damit bekommen wir ein Wachstum an Qualität zu Lasten eines Wachstums an Quantität. Wäre das nicht ein wirklicher Fortschritt? Hätten wir dann nicht mehr durch weniger?

Ich werde oft gefragt, ob all das, was ich im Lauf der Zeit über die Gefahren gelernt haben, die wir Menschen uns selbst verursachen, ob mich das nicht zum Pessimisten macht und in die Verzweiflung treibt. Ich habe über diese Frage intensiv und häufig nachgedacht.

Und glücklicherweise ist mir dann irgendwann etwas sehr Wichtiges aufgegangen: Ich hatte bei der Trias von Glaube, Liebe und **Hoffnung** immer gut verstanden, was es mit dem Glauben auf sich hat. Und was mit dem Größten der drei, der Liebe gemeint ist. Aber Hoffnung? Ist das nicht ein bisschen dasselbe, wie der Glaube? Ich hoffe auf das ewige Leben – an das ich auch glaube. Zum Beispiel. Bis ich drüber nachgedacht habe, dass man sich das ja über den Gegenbegriff erschließen kann. Der wäre dann Resignation. Das Gegenteil von Hoffnung ist Resignation. Keine Ahnung, ob das theologisch haltbar ist. Aber es hilft mir, zu wissen, dass verzweifelt und resigniert die Hände in den Schoss legen, eine zutiefst unchristliche Haltung ist. Und dass Luthers Apfelbäumchen zu pflanzen eben die richtige Reaktion auf all die finsternen Aussichten ist, von denen wir im Moment wohl alle schlecht träumen.

Insofern ist Hoffnung nicht eine von vielen Lebensoptionen, wir sind zu ihr verpflichtet.

Und damit hat eine Stelle im Vaterunser für mich ein besonderes Gewicht bekommen. Ich meine die Bitte ums tägliche Brot und damit um das, was ich für's Leben brauche. Sie kann nie nur die Bitte für mich selbst sein. Sonst würde sie ja nicht in der Mehrzahl ausgesprochen. Es geht um unser tägliches Brot. Und das heißt um die Lebensbedürfnisse und Lebensvoraussetzungen aller Menschen – Sie erinnern sich an Jonas? – aller Menschen, die mit uns auf diesem Planeten leben und die, die nach uns kommen. Und jedesmal, wenn ich dann anschließend die Bitte um die Vergebung der Schuld bete, dann kommt mir vor, als sei es nicht Zufall, dass das beides nebeneinandersteht. Und dass die Schuld, um die es da geht, ganz sicher auch die ist, mit der ich mich an diesem täglichen Brot versündige.